Christus und das Judentum.

Vortrag,

gehalten im protestantischen Reform-Verein zu Berlin

am 27. Februar 1883.

Von

Dr. theol. M. Schwalb,

Prediger in Bremen.

(Separatabdruck aus dem Korrespondenzblatt für Kirchliche Reform.)

Berlin 1883.

Walther & Apolant.

Christus und das Judentum.

Vortrag,

gehalten im protestantischen Reform-Verein zu Berlin

am 27. Februar 1883.

Von

Dr. theol. M. Schwalb,

Prediger in Bremen.

(Separatabdruck aus dem Korrespondenzblatt für Kirchliche Reform.)

Berlin 1883.

Walther & Apolant.

Vorbemerkung.

Lange Titel vor einer kurzen Schrift sind lästig; sonst sollte auf dem dieser Blätter stehen, was wir wenigstens hier bemerken wollen: daß der Herr Verfasser zu dem besonderen Abdrucke seines Vortrags nur die von einigen Freunden erbetene Erlaubnis erteilt, denselben aber weder besorgt noch veranlaßt hat. Der Bescheidenheit des hochverehrten Mannes —, der, wie wir glauben, allzugroßen Bescheidenheit — glaubten wir dies Zeugnis schuldig zu sein. Möchte er dasselbe mit unserem innigsten, verehrungsvollen Danke gütig aufnehmen.

Berlin, Juni 1883.

Die Herausgeber.

Christentum und Judentum: diese zwei Worte bezeichnen heutzutage einen schroffen, in leidenschaftlichen, ja gelegentlich in blutigen Kämpfen hervortretenden Gegensatz, nicht bloß zwischen zwei verschiedenen Religionen, sondern zwischen antipathischen Nationalitäten. Vor 1800 Jahren aber, als zuerst von einem Christentum die Rede war, dachte Niemand, und am allerwenigsten dachten die damaligen Christen an einen derartigen Gegensatz. In den achtziger Jahren des ersten christlichen Jahrhunderts gab es wohl schon eine gewisse Anzahl von Christen, die nicht als Juden, sondern als Heiden geboren und erzogen waren, Heidenchristen, wie man sie genannt hat, und diese Heidenchristen hatten vom Apostel Paulus und seinen Mitarbeitern gelernt, daß man Christ sein könne, sein solle, ohne die Ceremonialgesetze des Judentums zu beobachten, z. B. ohne den Sabbath zu halten, ohne sich der Beschneidung zu unterwerfen, aber auch diese Heidenchristen waren stolz, sich als „das wahre Israel, als das Israel

Gottes" betrachten zu dürfen. Sie sprachen von Abraham als vom Vater aller Gläubigen, von den israelitischen Zeitgenossen Moses als von ihren Ahnen. Uebrigens waren diese Heidenchristen, gerade wegen ihrer nicht-jüdischen Herkunft und wegen der Freiheiten, die sie sich dem jüdischen Gesetz gegenüber erlaubten, bei den älteren Christen, bei den Verehrern der zwölf von Jesu selbst gewählten Apostel, meistens nicht als vollgiltige Christen angesehen. In den eigentlichen apostolischen Kreisen der Christenheit betrachtete man jüdisches Geblüt und genaue Befolgung der mosaischen Sitte als sehr wertvolle, wo nicht als unerläßliche Eigenschaften eines wahren Christen. In diesen Kreisen waren alle Christen als Juden geboren und erzogen und dachten von ferne nicht daran, daß, indem sie Jesum als ihren Herrn und Meister anerkannten, sie sich irgendwie vom Indentum getrennt oder auch nur entfernt hätten. Im Gegenteil: durch ihr Annehmen des Christentums glaubten sie bessere Juden geworden zu sein — und sie wetteiferten mit den strengsten Juden in der Beobachtung aller mosaischen Gesetze, aller jüdischen Gebräuche.

Diese Anschauungs- und Lebensweise der ersten Christen, so verschieden sie auch ist von der unsrigen, muß uns doch sehr begreiflich erscheinen, wenn wir bedenken, was Luther auf dem Titelblatt einer seiner besten Schriften sagt, nämlich, daß „unser Herr Jesus Christus ein geborner Jude gewesen ist". Jesus ist aber nicht bloß als Jude geboren, sondern auch als Jude erzogen und gebildet worden. Als jüdischer Rabbi hat

er gelebt und gewirkt. Er hatte nicht im mindesten die Absicht, eine vom Judentum verschiedene, oder gar dem Judentum entgegengesetzte Religion zu gründen. Er wollte vor allem, wie er selbst sagt, „die verlornen Schafe Israels" sammeln und sie einführen in „Gottes Reich", in das „Himmelreich". Das heißt aber gewiß nicht, daß er sie in den Himmel bringen wollte, nach ihrem Tode. Vielmehr wollte er den Himmel herabbringen zu ihnen, auf Erden. Das Reich Gottes, wie er es dachte, ist ein irdisches Reich. Es hat eine Hauptstadt auf Erden: Jerusalem, „die Stadt des großen Königs". Da sollte Gott selbst unsichtbar König seines auserwählten Volkes sein; sichtbar aber auf dem wunderbar wiederaufgerichteten Throne Davids, sollte der Messias, „der Menschensohn" Jesus über seine befreiten, eines Herrschers kaum bedürftigen, weil Gott gehorsamen Brüder brüderlich herrschen. Unter seinem milden Scepter sollten alle ihre Wünsche und Hoffnungen, die alten heiligen Hoffnungen Israels ihre volle Befriedigung finden. Das Reich Gottes sollte unter der Leitung des Menschensohnes, des Menschen Jesu ein Reich der Freiheit, der Glückseligkeit, der Gerechtigkeit, des Friedens, der Gott wohlgefälligen Humanität sein, im Gegensatz zu allen früheren Weltreichen, die der Prophet Daniel gerade an der klassischen Stelle seines Buches, aus welchem Jesus den Titel Menschensohn entnommen hat, als die Reiche der Bestialität, der Tierheit, schildert.

Ungeheure Hindernisse standen der Verwirklichung dieses

Planes Jesu entgegen; Berge von Schwierigkeiten mußten versetzt werden. Die römischen Legionen mußten Palästina frei lassen. Die Armen mußten wohlhabend, die Kranken gesund, die Trauernden getröstet, die Toten wieder lebendig, die Wüsten in ein Paradies verwandelt werden. Doch „bei Gott ist kein Ding unmöglich“. Der Gott Israels, der ehemals sein Volk von Egypten, von Midian, von Babel wunderbar erlöst, der die uneinnehmbaren Mauern Jerichos durch den Klang der priesterlichen Posaunen und das flehentliche Geschrei des Volkes umgeweht hatte, — der alte Gott Israels lebte noch, und vor Jesu Augen war sein Arm nicht verkürzt. Mit leichter Mühe konnte er seine Verheißung erfüllen, sein Volk befreien, beglücken, verherrlichen. Doch sollte auch Israel zu seiner Erlösung etwas thun. Was aber? Nur eins. Es sollte Buße thun. Das heißt, es sollte wieder mit neuer Innigkeit an Gott glauben, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit üben. An Gott sollte es glauben, doch gewiß nicht an einen neuen, „eigentümlich christlichen“, nicht an den Dreieinigen, von dem Jesus schlechterdings nichts gewußt hat, sondern an den Einigen, allein guten Gott, an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. An ihn sollten alle glauben, und ein Jeder, als an den himmlischen Vater, wie schon manche Propheten Israels ihn genannt hatten. Barmherzigkeit aber sollten besonders die Reichen reichlich üben. Sie sollten ihre Güter den Armen schenken, ihre Schätze im Himmel, bei Gott anlegen, indem sie jedem Bittenden gaben und liehen, und der

Not, so weit es Menschen möglich ist, sofort abhalfen, eine Forderung, die sich nicht bloß den Ermahnungen der Propheten, sondern auch dem selbst von heidnischen Judenfeinden gerühmten Wolthätigkeitssinn der Israeliten anschloß. Die Armen aber sowohl als die Reichen sollen Gerechtigkeit üben, die alten, schon im Gesetze Moses geschriebenen Gebote mit neuem Eifer, mit neuer Gewissenhaftigkeit beobachten. Jesus erklärte, daß er die Gebote „nicht auflösen, sondern erfüllen“ wollte, und wie er das meinte, zeigte er in einer Reihe sehr einfacher, sehr klarer Beispiele. „Du sollst nicht töten“, das bedeutet für ihn nicht bloß: Mache dich keines Mordes und keines Totschlages schuldig; sondern es bedeutet: Kränke deinen Nächsten durch kein Schimpfwort, verletze ihn nicht durch unvernünftigen Zorn. „Du sollst nicht ehebrechen“ bedeutet: „Wer sich einen unkeuschen Blick erlaubt, ist ein Ehebrecher.“ „Du sollst nicht falsch schwören“ bedeutet: Entweihe Gottes heiligen Namen nicht durch den Gebrauch nutzloser, halbeidlicher Redensarten. Diese Weise, das Gesetz zu „erfüllen“, wie wir sagen würden, zu verschärfen und zu vertiefen, war durchaus nichts Unerhörtes in Israel. Wahrscheinlich haben andere Schriftgelehrte neben und vor Jesu in ähnlicher Weise das Gesetz erklärt. Jedenfalls haben die alten Propheten Israels Jehovahs heiligen Willen in durchaus gleicher Weise verstanden und verkündigt, und Jesus, der ihre Schriften gut kannte, nährte gewiß weder in seinen Jüngern noch in sich selbst den eitlen Wahn, daß er eine neue, eigentümlich christ-

liche Sittenlehre der Welt gebracht hatte. Ihm genügte vollständig die alte, die Moral des mosaischen Gesetzes und der Propheten. Doch in einigen Punkten scheint er von diesem Gesetze entschieden abzuweichen. Was er über den Sabbath, über die Speisegesetze, über den Scheidebrief, über den Opferdienst sagte, hatte in manchen jüdischen Ohren einen sehr argen, ketzerischen Klang. Aber selbst in diesen seinen kühnsten Aeußerungen blieb er doch immer innerhalb des alttestamentlichen Judentums, und konnte er mit vollem Rechte sich auf das von allen Juden als Gottes Wort anerkannte Wort der Propheten berufen. Wahrlich, ich wüßte in allen uns überlieferten Reden Jesu schlechterdings nicht einen irgendwie erheblichen Satz zu entdecken, zu welchem sich nicht aus den Schriften des Alten Testaments zahlreiche Parallelstellen anführen ließen.

Wenn dem aber so ist, wenn Jesus ein echter, treuer Jude war und sein wollte, warum denn haben ihn die Juden ans Kreuz gebracht? So fragt man vielfach und macht sich, indem man so fragt, eines wunderlichen Unsinns schuldig. Denn die Juden jedenfalls haben Jesus nicht ans Kreuz gebracht. Es hat kein Plebiscit stattgefunden in Israel über die Frage: „Soll Jesus sterben oder nicht?" Millionen Juden, die damals lebten, das jüdische Volk als solches, ist rein geblieben von seinem Blute. Unter dem jüdischen Volke hatte Jesus allerdings arge Feinde, aber auch leidenschaftliche Verehrer. Alle seine Anhänger waren ja, wie wir gesehen haben, treue Juden. — Seine Feinde waren allerdings auch Juden,

sie bildeten aber nur im jüdischen Volke ein verhältnismäßig kleines Häuflein. Unter ihnen kann man vier verschiedene Gruppen mit ziemlicher Deutlichkeit unterscheiden: 1) Eine Gruppe oder Clique pedantischer „strenggläubiger“ Schriftgelehrter, die nicht verstehen konnten, daß Jesus' Freiheit wahre Frömmigkeit war, die ihn vielleicht auch wegen seiner großen Erfolge, wegen der Verehrung und Begeisterung, die er erweckte, während sie ihre Zuhörer langweilten, neidisch ansahen; 2) verfolgten ihn die Priester, die Pfaffen, die vom Altar lebten, wie ihre Ahnen die Propheten verfolgt hatten, weil er, wie die Propheten, ihrem heiligen Handwerk den Untergang drohte; 3) haßten ihn die Reichen, die er selbst nicht besonders liebte, die er durch seine leidenschaftlichen Almosenpredigten beleidigt und gereizt hatte, denen er als „Bettlerkönig“ gefährlich erschien; 4) fürchteten und verfolgten ihn die Römerfreunde, die Leute, die vor allem Ruhe im Lande, Frieden mit der römischen Regierung haben wollten. Ihnen erschien Jesus, der durch sein begeistertes Wort überall die schlummernden Messiashoffnungen wieder aufweckte, der gefährlichste Mann in Israel. Wenn er auch noch so friedlich war, so dachten sie doch, daß schließlich seine Anhänger mit ihm oder über ihn hinweg zu einer Empörung sich erheben würden. Deshalb sollte er, der Alt-Israelit, der Messias, im Tode verstummen.

Diese vier Gruppen, so verschieden sie untereinander sein mochten, vereinigten sich endlich gegen Jesus und ließen ihn

durch geeignete Leute bei dem römischen Landpfleger anklagen — nicht als einen Feind ihres Volkes und ihrer Religion, sondern als einen Feind der Römer und des Landfriedens, als den König der Juden. Als solchen verurteilte ihn Pilatus zum Tode der Empörer und ließ ihn kreuzigen. Das that er und konnte er thun nach römischem Recht, nach seiner amtlichen Instruktion. Denn wenn er auch Jesus nur für einen Schwärmer, vielleicht für einen Wahnsinnigen hielt, so mußte ihm doch dieser Schwärmer, der auch vor ihm seinen Königstitel nicht aufgab, als eine Gefahr erscheinen, welche er zu beseitigen verpflichtet war.

Jesus aber hielt bis zum Tode fest seinen Glauben an den Gott Israels, die Hoffnung seines Volkes, und erwartete zuversichtlich, daß er bald nach seinem Tode zu seinem durch Trübsal geläuterten Volke zurückkommen und für sein Volk Gottes Reich gründen würde. Mit diesen Hoffnungen auf den Lippen und im Herz starb er, als ein echter, treuer Sohn Israels, als der würdige König der Juden. Von einem Gegensatz zwischen Judentum und Christentum hatte er auch sterbend keine Ahnung. Er war der Christus, der Messias, eben weil er ein Jude war. Weder in seiner Lehre noch in seinem Leben, weder in seinem Worte noch in seinem Geiste ist irgend etwas zu finden, was eine antisemitische Liga verwerten könnte. Vielmehr müßten von Rechtswegen alle seine Verehrer, damit ihre Verehrung nicht als ein Spott erscheine, sich ernstlich bemühen, den Gegensatz zwischen Judentum und

Christentum aufzuheben. Soll dieser unheilvolle Gegensatz verschwinden, so müssen Christen und Juden zu seiner Aufhebung das Ihrige thun. Die Christenheit muß sich des jüdischen Ursprungs ihres Glaubens, der ursprünglichen Identität des Christentums und des Judentums erinnern. Sie muß sich bekehren vom dreieinigen Gott zum Einigen: vom Gottmenschen Jesu zum Gott, den Jesus anbetete. Sie muß zurückkehren zur einfachen, gesunden, im Alten Testamente schon gelehrten Sittenlehre Jesu, die wahrlich besser ist als die beste, geschweige denn als die gewöhnliche Moral der Kirche, um von der Moral der „Gesellschaft Jesu“ nicht zu sprechen.

Das jüdische Volk aber seinerseits muß sich bekehren zum lebendigen, geschichtlichen Jesus. Nicht zum gekreuzigten Herrgott, wohl aber zum Rabbi, zum Propheten Jesu. Ihm muß es endlich den schuldigen Tribut der Verehrung und der Liebe darbringen als einem seiner edelsten, würdigsten Söhne, als dem Manne, der das wahre Judentum zur Religion der erlösten Welt machen wollte und schließlich auch machen wird.

Meine Herren! Indem ich es wage, Ihnen und mir vorzustellen, was Juden und Christen thun sollten, um den in mancher Beziehung unheilvollen Gegensatz zwischen Judentum und Christentum aufzuheben, kommt mir in Erinnerung eines der bekanntesten und beliebtesten Gleichnisse Jesu, die Geschichte des Vaters, der zwei Söhne hatte. Der älteste blieb stets im väterlichen Hause und diente treu, wenn auch mit etwas knechtischer Treue, dem Vater. Der jüngere ging

hinaus in die weite Welt und brachte sein Hab um mit Prassen. Doch wozu soll ich Ihnen dieses Gleichnis nacherzählen? Es steht geschrieben im Gedächtnis und im Gemüt eines jeden von Ihnen, seit Ihrer Kindheit. Lieber will ich Ihnen in Betreff dieses Gleichnisses etwas sagen, was vielleicht manche unter Ihnen nicht wissen, nämlich, daß im Altertum und in der neueren Zeit mehrere kirchliche Schriftausleger den älteren Sohn in diesem Gleichnisse als eine Personification des jüdischen Volkes, den jüngeren als eine Personification der Heidenwelt angesehen und in den Schicksalen beider Söhne teils eine Geschichte, teils eine Weissagung der Entwicklung des Judentums und des Heidentums gefunden haben. In dieser Auffassung des bekannten Gleichnisses möchte ich einen Schritt weiter gehen, den älteren Sohn als einen Vertreter der vom Christentum sich abwendenden Synagoge, den jüngeren Sohn als einen Vertreter der großenteils aus der Heidenwelt hervorgegangenen christlichen Kirche ansehen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gäbe das alte Gleichnis heutzutage den Juden sowohl als den Christen manche nützliche Lehre, die ich zum Schluß meiner Rede, um der Klarheit willen, etwas scharf auszusprechen wage. Zu der christlichen Kirche sage ich auf das in der Weise der Kirchenväter ausgelegte Gleichnis mich stützend: „Erkenne dich selbst. Du wähnst noch reich zu sein und stark. Du bist ausgehungert und verarmt. Die köstlichen Kleider, womit Du so stolz einhergingst in früheren Zeiten, auf die Du jetzt noch

stolz bist: Deine Lehren, Deine Dogmen, sie sind schon längst abgetragen, abgenutzt, Lumpen ähnlicher als Kleidern. Kehre zurück zu Deinem Vater, zum himmlischen Vater, zum alleinigen wahren Gott, und laß Dir von ihm neue einfache, aber des Sohnes eines solchen Vaters würdige Kleider geben. Arbeite frei und fleißig in seinem Hause, als treuer Diener und als geliebter Sohn." Der Synagoge aber sage ich: „Was stehst Du draußen, Du Gesegneter des Herrn? Komme herein in den nach langer festloser Zeit wieder prächtig erleuchteten Festsaal. Genieße mit Deinem von all seinen Irrgängen glücklich zurückgekommenen Bruder die Freude, die Liebe seines Vaters, der Dein Vater war, ehe noch Dein Bruder zur Welt kam, und diene ihm, nicht wie bisher, mit nutzlosen Ceremonien, sondern mit freien, frohen, nutzbringenden Thaten im Geiste und in der Wahrheit, so wie Deine größten Propheten von jeher ihm dienen gelehrt haben."

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.